

MARTHA MANCINI

«Plastik ist der grosse Krebs der Welt»

Fadenspulen in allen Farben stecken auf Halterungen an der Wand des kleinen Ateliers. Ein Bügelbrett, ein paar Nähmaschinen. Die Fensterfront der ehemaligen Garage geht auf den Waffenweg hinaus. Ein Kunde bringt zwei durchgewetzte Hosenböden und eine Umhängetasche mit einem kaputten Reissverschluss. «Die Zähne sind aus Plastik», stellt die Schneiderin Martha Mancini fest. «Da kann ich nichts machen, ausser den Reissverschluss ersetzen. Und das kostet viel und ist aufwendig.» «Schade», antwortet der Kunde, «die Tasche ist zwar alt, aber sie war teuer und ich mag sie.» Eigentlich ist er da bei der temperamentvollen Martha Mancini gerade richtig: Recyceln. Flickern, was noch geflickt werden kann. Verwerten, was nicht. Das ist ihre Philosophie.



Nachhaltigkeit im Blut: Martha Mancini.

Bilder: zVg

Ich wurde in Kolumbien geboren, in Barranquilla, wie Shakira. Die Stadt mit der zweit schönsten und zweitbedeutendsten Fasnacht der Welt, nach Rio. Klar habe ich jeweils mitgemacht: Cumbia tanzen in einem sehr weiten Jupe. Tanzen, tanzen, tanzen! Ich habe drei Geschwister. Eine Schwester, die wie einer meiner Brüder und mein Vater in Miami lebt, und einen zweiten Bruder, der in Zürich zu Hause ist. Ich kam siebenundzwanzigjährig als junge Witwe mit ihm, meiner Mutter und meiner dreijährigen Tochter Nikoll in die Schweiz. Wir mussten vor den politischen Problemen in meiner Heimat flüchten. Das IKRK schlug die Schweiz als Zielland vor und so kamen wir hierher. Ich wusste nichts von der Schweiz, ich musste sie auf dem Atlas suchen. Doch, «Heidi» kannte ich! Das war meine Lieblingscomicserie! In meinem Kopf waren nur Berge und Schnee. Aber es war mitten im Sommer, als wir hier

ankamen, in unsern extra gekauften Winterkleidern und -stiefeln! In meinem Land gibt es nicht so markante vier Jahreszeiten wie hier. Der Anfang war sehr schwierig. Ich war traurig wegen allem, was ich verloren hatte. Und der Asylprozess war hart. So ist das System, so muss es wohl sein. Aber ich bin der Schweiz sehr dankbar. Sie hat mir das Leben gerettet. Als wir dann unsere erste, sehr kleine eigene Wohnung in Zürich hatten, waren wir glücklich. Endlich durfte ich auch arbeiten und fing sofort in einer Betriebskantine an. Später arbeitete ich in verschiedenen Modedeboutiquen. Als ich meinen jetzigen Mann kennenlernte, zügelte ich nach Bern. Nach der Geburt unseres Sohnes Michelangelo fand ich keine neue Anstellung. In vielen Boutiquen und Parfümerien musstest du trotz eines Fünfzig-Prozent-Pensums hundert Prozent flexibel sein. Das geht nicht, erst recht nicht mit einem kleinen Kind.

Die Garage neben unserem Haus war vollgestopft mit alten Sachen. Immer wieder sagte ich zu meinem Mann: «Wir sollten etwas daraus machen! Platz ist so teuer in der Schweiz!» Und dann sagte meine Tochter Nikoll zu mir: «Warum machst du nicht ein Nähatelier?» Ich bin Modedesignerin, das habe ich in

Kolumbien gelernt. Immer hatte ich jedoch gesagt: «Nach der Lehre sitze ich nie wieder an eine Nähmaschine! Ich will zeichnen und malen, die Mitarbeiterinnen sollen nähen!» So dachten wir Jungen. Nun aber räumten wir die Garage aus, isolierten sie, montierten statt des Tors die Fenster. Mein Mann ist Architekt, wir haben den Umbau selber gemacht. Plötzlich kam alles zusammen: Die Idee der Tochter. Ich erhielt zwei alte industrielle Nähmaschinen geschenkt. Ich lernte eine Kolumbianerin kennen, die eine Partnerin suchte für eine gemeinsame Näherwerkstatt.

«Als erstes kürzten wir die Hosen der Mitarbeiterinnen, dann bekamen wir den Auftrag.»

Das Wankdorfcenter ging auf mit seinen Boutiquen. «Wir müssen die Änderungen übernehmen!», sagte ich. Und der Zufall wollte es, dass eine ehemalige Arbeitskollegin Chefin von Zara wurde. Als Erstes kürzten wir die Hosen der Mitarbeiterinnen – dann bekamen wir den Auftrag. Wir deponierten unsere Karten auch in andern Boutiquen und fingen an. Nach und nach wurden die Leute aus dem Quartier ebenfalls Teil unserer Kundschaft. Meine Kollegin wanderte dann in die USA aus, ich blieb allein zurück, habe aber eine grosse Hilfe in meiner pensionierten Mutter. Sie ist Spezialistin für die kleinen, exakten Handarbeiten. Das Atelier ist zu einem kleinen Quartiertreffpunkt geworden. Im Sommer vergrösserte ich es mit einem Zelt, damit ich draussen bügeln kann.

Von Anfang an legte ich das Schwergewicht auf Änderungen. Es gab schon so viele Schneiderateliers, ich wollte nicht zu ihnen in Konkurrenz treten. Beim Flickern gibt es viel Abfall, manche Kleider können nicht mehr repariert werden und die Moden ändern so schnell. Mir kam die Idee, den Stoffen ein neues Leben zu geben. Ich bin sehr gegen Plastik, ja, ich hasse ihn. Er ist der grosse Krebs der Welt. Deshalb habe ich zum Beispiel Supermarkttaschen mit Stoff von alten Jeans eingekleidet und so Badetaschen kreiert. Auch Turnsäckli fabriziere ich und Geschenkhüllen für Weinflaschen. Kosmetikpads aus



Frottetüchern, dazu passende Täschli. Besteckset zum Mitnehmen fürs Essen ausser Haus. Aus dem alten Garderobe-Vorhangstoff eines Warenhauses nähte ich ganz spezielle «Aufladetäschli» für Handys. Mein Kopf ist voller Ideen! Das ist cool. Und es ist mein megakleiner Beitrag zum Schutz unserer Umwelt. Für mich ist es ein grosses Glück, dass auch meine Tochter mit fünfundzwanzig an die Umwelt denkt. Die oben erwähnten Sachen kann ich nicht zu einem Preis verkaufen, der meiner Arbeitszeit gerecht wird. Aber weil sie ein Beitrag zum Umweltschutz ist, ist die Zeit nicht verloren, auch wenn sie nicht rentiert. Immer bin ich auch für Tauschgeschäfte zu haben: Ich nähe deine Vorhänge, du putzt meinen Garten. Oder ein Fischer bezahlt mit Fisch. Oder eine Kollegin hilft beim Hausputz, ich flicke dafür ihr Abendkleid. Oder jemand bäckt einen Kuchen für den Geburtstag meiner Mutter. Es muss nicht immer Geld im Spiel sein! Dieses Tauschen läuft gegen den Konsumtrend. Für meine Pensionszeit wäre es mein Traum, dass ich Unterstützung für Projekte fände. Zum Beispiel in Südamerika: Stoffrecycling statt Plastik.

Kleider retten – ich flicke Kinderkleider, zum Spezialpreis, weil niemand sie sonst flicken lassen würde. Jeans und neue Frotteetücher sind ebenfalls willkommen, ich habe Verwendung dafür! Auch hole und bringe ich die Näharbeiten, wenn jemand nicht zu mir kommen kann.

Das Nordquartier ist das beste Quartier in Bern. Du kannst hier leben, ohne ins Zentrum zu gehen. Es gibt alles, auch für den Sport. Die Aare zum Beispiel. Und im Breitenrain existieren auch noch kleine Läden. In der grossen Quartierfamilie unterstützt man einander. Ich bin total zufrieden hier.

www.schneiderkurier.ch

Aufgezeichnet von Katrin Bärtschi

+ 52 ebenso spannende Quartier-Chöpf-Portraits finden Sie auf www.afdn.ch



Was alte Jeans so alles hergeben: Badetaschen, Kinderkleider und vieles mehr.